

Die Neue Welt.



№ 23.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.....**

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 24. Dezember war Herr Prell wieder in die Redaktion zurückgekehrt. Seine Thätigkeit im Gebirge sei eine allzu anstrengende gewesen, theilte er, freilich etwas kleinlauter als gewöhnlich, dem über seine unerwartete Rückkehr erstaunten Fritz Lauter mit, darum habe ihn der Chefredakteur selbst für ein paar Tage abgelöst und ihn zu erholendem Genusse der Weihnachtsfeiertage nach P. zurückgeschickt.

Er hatte auch nicht ganz unrecht — der Herr Prell: seine Thätigkeit konnte wirklich, wenn auch nicht grade als eine allzu anstrengende, so doch als eine sehr angreifende und aufreibende bezeichnet werden. Sie griff zunächst den Geldbeutel des Herrn Berichterstatters derart an, daß er seinen Chefredakteur, als dieser ihm die Nothwendigkeit seines sofortigen Abzugs aus Oberbergstadt und Umgegend klar gemacht hatte, um einen, wie er sagte, kleinen, in Wahrheit aber für seine Verhältnisse ziemlich bedeutenden Vorschuß ersuchen mußte, um nur aus dem Gasthof, in welchem er inzwischen ganz heimisch geworden war, auch mit Ehren abziehen zu können. Und dann war sie vollauf dazu geeignet gewesen, seine nicht mehr übermäßig feste Gesundheit innerhalb nicht gar langer Zeit aufzureiben — das bewies sein ganzes Aussehen; die Gesichtshaut zeigte eine noch fahlere Farbe als sonst, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren von bläulichen Ringen umzogen und auf seinen mageren Wangen glänzte eine ungewöhnliche Röthe in scharf abgegrenzten, unregelmäßig gestalteten Flecken, eine Röthe, wie er sie selbst nicht auf den Lippen, höchstens noch auf der Nasenspitze aufzuweisen hatte. Und jener seiner angreifenden Beschäftigung mit Leib und Seele hingegeben, hatte ihn Herr Schweder überrascht. Auf der Eisenbahnstation kurz vor Oberbergstadt hatte er gesehen, in dem winzig kleinen Zimmerchen, welches den pomphastischen Namen „Wartesaalon erster und zweiter Klasse“ führte und an solchen Wintertagen, wie der gestrige war, den Bahnhofinspektor mit einem wohlhabenden Kohlenhändler, einem noch wohlhabenderen Bauergutsbesitzer in der Nachbarschaft und noch einigen Leuten, welche im Winter nichts Besseres thun zu können glaubten, als mit Kartenspielen die Zeit zu tödten, zu einem gemüthlichen „Teuchen“ zu vereinigen pflegte. Herr Prell war auf das bereitwilligste in diesen trauten Kreis eingetreten und aufgenommen worden. Er gebot über ein ansehnliches Repertoire von Schnurren, Wigen und Kalauern, welche zu allergrößtem Theile den mit der großen Welt in seltene Berührungen kommenden Provinzlern noch funkelneuen waren, und außerdem hatte er Geld wie Heu und

Galgenhumor für ein ganzes Duzend Feinde der Langeweile. Dem Herrn Prell seinerseits war das Kartenspiel die liebste Beschäftigung, und er konnte es auch besser, als sonst was in der Welt. Er rühmte sich, alle Kartenspiele zu kennen und meisterlich zu spielen, die es in den civilisirten Ländern überhaupt gebe. Dieses nach Umfang und Tiefe erstaunliche Wissen bethätigte er auf der Haltestation Steinseifen in hohem Maße. Mit dem Bauergutsbesitzer spielte er Biquet, mit der gesammten Tafelrunde Solo oder Schafkopf, mit dem Bahnhofinspektor und dem Kohlenhändler, welcher letzterer früher ein Anwesen im Großherzogthum besessen hatte, Preference, und gemeinsam mit dem ersteren, der als junger Eisenbahneleve die Ehre und das Vergnügen genossen hatte, Kneipschwanz bei einer studentischen Landmannschaft zu sein, seufzte er darüber, daß hier, wo sich die Füchse Gute Nacht sagten, nicht einmal der dritte Mann zu dem Spiele aller Spiele, dem herrlichen, allein eines akademisch gebildeten Mannes würdigen Skat anzutreiben sei.

Aber diese vielseitige Bewährung seiner ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit hatte dem Journalisten comme il faut noch nicht genügt. Er hatte seine Spielgenossen solange angeeifert, von dem philsiströsen Solo und Preference abzulassen, bis sie schließlich beständig mit ihm irgendeins jener blutigen Hazardspiele spielten, bei welchen schon mancher Hans und Hof, Ehre und Leben eingebüßt hat. Was Herr Prell von alledem noch zu verlieren hatte, war keinen Schuß Pulver werth, das gestand er sich in den Stunden der Einkehr bei sich selbst häufig genug zu; aber er hatte hohe Reisediäten zu verspielen, und das that er denn auch mit der größten Gewissenhaftigkeit. Allerdings spielte er auch die Hazardspiele bei weitem pfiffiger, als seine Mitspieler; aber diese entwickelten das Glück der Anfänger, jenes verhängnißvolle Glück, welches von einem tückischen Geschick dem unerfahrenen Spieler so oft als ein Köder hingeworfen wird, an dem fast jeder hängen bleibt, um die Spielleidenschaft nimmer wieder loszuwerden. Herr Prell dagegen vertraute viel zu sehr auf seine Ueberlegenheit, ging tollkühn drauf und suchte nach dem anfänglichen Verlust das Glück in sein Gefolge zu zwingen. Da mußte zu all' seinem enormen Pech dicht vor den Weihnachtsfeiertagen, während der mehr wie je vorher Muße gewesen wäre für den Bahnhofinspektor und die andern zum Spielen von früh bis in die Nacht, den Chefredakteur Schweder der Teufel herführen und dieser dem endlichen Schicksalswechsel einen mächtigen Kiesel vorschieben!

Man kann sich die fatale Gemüthsstimmung denken, in welcher sich der vortreffliche Journalist befand, und die ihn hinderte, an den am Weihnachtstage ebenso umfangreichen Redaktionsarbeiten, wie an jedem andern Wochentage, erwähnenswerthen Antheil zu nehmen.

Der „Tageskorrespondent“ sollte am 24. Dezember zweimal erscheinen. So hatte der Chefredakteur angeordnet, in der Absicht, den Abonnenten für das Richterschemen des Blattes während der Feiertage einen Ersatz zu bieten und es der andern in P. erscheinenden Tageszeitung, derselben, die vor einigen Jahren auch bei Sandersberg gedruckt wurde, zuvorzutun.

Die Herstellung dieser Abendausgabe war nun Friß Lauter ganz allein aufgestallt. Er hatte daher alle Hände voll zu thun. Es war ungefähr um elf Uhr morgens. Eben hatte der Postbote die zweite Post gebracht — Zeitungen, autographirte Korrespondenzen, Briefe. Friß überflog die Adressen. Er kannte die Handschriften der meisten Schreiben, — es waren die gewöhnlichen Korrespondenten der Zeitung; da, zu unterst, lag ein Brief, der an ihn persönlich adressirt war und Schriftzüge zeigte, die ihm viel, viel bekannter noch waren, als alle die andern, und unvergleichlich lieber, als diese insgesammt.

Das Schreiben war von seiner Mutter. Die alte Frau befand sich bei dem Schullehrer und Kantor Fels in Oberbartenstein zum Besuch. Oberbartenstein lag zwei bis drei Stunden hinter Oberbergstadt im Gebirge drin, der Kantor des Dorfes war der Bruder von Frißens Mutter, — ein Mann, der sich sein Leben lang mit einer kümmerlichen Existenz redlich herumgeschlagen und es allgemach durch jene verzweifelte Sparsamkeit, die dem Sparenden und den Seinen das Brot vom Munde abdarbt, zu einem kleinen Vermögen und leidlichem, wenn auch sehr bescheidenen Auskommen gebracht hatte. Dem Kantor Fels hatte jetzt die Noth im Gebirge selbst die von früher ihm wohlbekannten Gäste — Kummer und Sorge — ins Haus geführt. Für seine und seiner Familie Nothdurft war freilich gesorgt, aber Frost und Hunger, welche die andern im Dorfe quälten, stürmten auf sein und seines Weibes gutes Herz, fast nicht minder Schmerz und Angst erregend, ein. Er half, wo er konnte. Er konnte leider nur nicht viel helfen, wenn er auch den letzten Bissen Brot mit den Hungernden und das letzte Scheit Holz mit den Frierenden theilte. Das ging dem Kantor arg zu Herzen und Weib und Tochter noch mehr. Die Frau Fels hatte sich schließlich um der anderen Glend krank gehämt. Da war dem Kantor nichts andres übrig geblieben, als wegen der Pflege seiner Frau und zur Unterstützung seiner schwindsüchtigen Tochter an seine Schwester zu appelliren.

Die Schwester war ohne Verweilen gekommen, hatte wochenlang tren und sorglich am Krankenlager ausgehalten und sollte jetzt, nachdem, dank ihrer Pflege, die Kranke genesen war, auch die Freuden des Weihnachtsfestes mit der Kantorsfamilie theilen. Aber nicht sie allein, auch Friß ward geladen und so dringend und herzlich, als nur möglich, gebeten, zu erscheinen. Die Mutter schrieb, sie und die Verwandten rechneten mit Bestimmtheit auf sein Kommen, und sie ließ in den Schlußzeilen noch durchblicken, daß der Onkel und die Tante meinen würden, wenn er da nicht käme, daß er sich jetzt, seit er Redakteur geworden, zu vornehm für eine so arme und geringe Dorfschulmeisterfamilie dünne. Aber das könne ja garnicht sein, und Friß werde bestimmt — auch der Mutter zuliebe, der ein Weihnachtsabend ohne den Sohn doch kein Fest der Freunde sein würde — kommen. Er möge nur mit dem Mittagzuge nach Oberbergstadt abfahren, dann käme er um zwei Uhr dort an, von da habe er, wie er wisse, nur noch eine Stunde mit der Post zu fahren bis Niederbartenstein, und von Niederbartenstein sei es auf einem dem Friß von manchem kurzen Sommeraufenthalte her wohlbekannten Waldpfade bergauf nur eine halbe Stunde bis Oberbartenstein. Um 3 Uhr spätestens also erwarte ihn die ganze Familie im Kantorschein. Also auf Wiedersehen morgen, mein lieber, liebster Sohn, schloß der Brief der Mutter.

Friß kam die Einladung überraschend und garnicht so gelegen, als die Mutter geglaubt haben mochte, wenn er sich auch von jedem Stolz auf seinen Posten als Redaktionsgehülfe vollkommen frei wußte. Er hatte immer gehofft, die Mutter würde nach P. zurückkehren, um mit ihm das Weihnachtsfest hier zu erleben. Natürlich hatte er zur Reise nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen, und war auch unter keiner Bedingung im Stande, vor drei Uhr nachmittags die Redaktion zu verlassen. Die Abendausgabe mußte fertig werden, sie war den Abonnenten gestern

erst angekündigt worden, und sie wurde nicht fertig, insbesondere wurde die Korrektur bei weitem nicht so besorgt, als es bei einer größeren Zeitung unerlässlich nöthig ist, wenn er nicht da war.

Aber die Verwandten und — die Mutter, die Mutter! Es wäre nicht nur kein Fest der Freunde für sie, dieses Weihnachtsfest, wenn er nicht mit ihr es feierte, sondern es wären Stunden, ja eine ganze Nacht voll des tiefsten Wehs — so verlassen würde sie sich fühlen, so lebhaft würde sie sich an all' das erinnern, was sie in dem letzten Jahrzehnt alles verloren an lieben Menschen, und wie sie in demselben Maße geistig und leiblich hülfbedürftiger geworden sei, indem sie mehr und mehr vereinsamt war. Nein, nein — er mußte zu ihr, mochte es kosten, was es wolle. Er konnte ja mit einem später abgehenden Zuge abreisen; — er schaute auf den Eisenbahnfahrplan, um 3 Uhr 15 Minuten ging einer und um 7 Uhr abends. Er athmete beruhigt auf. Um 7 Uhr war er bestimmt seiner Arbeiten ledig; mußte doch um 5 Uhr die Abendausgabe des „Tageskorrespondenten“ schon in die Presse. Aber wenn er um 7 Uhr abfuhr, kam er um 9 Uhr nach Oberbergstadt und — es fiel ihm wieder wie ein Stein aufs Herz! — um 9 Uhr gab es keine Postverbindung zwischen Oberbergstadt und Niederbartenstein. Außerdem wäre ja der Mutter der Abend ohnehin schon verdorben, konnte er doch bestenfalls erst zwischen 11 und 12 Uhr nachts im Kantorschein anlangen. Er mußte also um 3 Uhr 15 Minuten fahren, da gab es Postanschluß und da traf er gegen 6 Uhr in Niederbartenstein ein. So war es recht, gleichviel, ob die Nacht bereits hereingraute oder nicht, wenn er den Waldweg von Niederbartenstein nach Oberbartenstein einschlagen würde. Nun handelte es sich darum, mit Dampfgeschwindigkeit zu arbeiten und vor allem den Metteur Packert zu veranlassen, mit dem Umbrechen der letzten Zeitungskolumne nicht erst um drei Uhr zu beginnen, wie er es beabsichtigt hatte.

Packert war glücklicherweise außergewöhnlich guter Laune. Er fluchte zwar trotz dem größten Sackträger über die verdammte Unordnung, die in dieser — „sogenannten“ — Redaktion herrsche, aber da die Seher alle für Friß Lauter Partei ergriffen und Därmig dem Packert erklärte, wenn ihn das rasche Arbeiten vielleicht zu sehr angreife, wolle er heute den Metteur für ihn spielen, und Packert könne inzwischen, seine schwache Konstitution zu stärken, spazieren gehen, so ließ sich der Brummbär herbei, Lauters Wunsch zu erfüllen, um dem Hansnarren Därmig zu zeigen, daß der alte Packert das Arbeiten besser verstehe, als zehn solcher jammervollen Klapperbeine, wie er sei.

So ging denn auch alles gut. Friß slog die Arbeit unter den Händen, sodas er um halb drei Uhr die letzte Zeitungskolumne in die Druckerei bringen und in seine Wohnung eilen konnte, wo er in Bindeseile seinen kleinen Koffer mit seinem besten Anzuge, ein wenig Wäsche und den lange schon angekauften Geschenken für seine Mutter füllte, um sofort den Dauerlauf nach dem Bahnhof fortzusetzen. Unterwegs stürmte er dann noch in zwei Kaufläden, raffte ein paar Geschenke für die Verwandten zusammen und kam endlich, wenige Minuten vor Abgang des Zuges, mit Packeten und dem Koffer schwer beladen, fliegenden Athems und hochgerötheten Antlitzes auf die Bahn. Kaum hatte er in einem Coupée Platz genommen, als sich der Zug auch schon in Bewegung setzte. Er war glücklich wie ein Kind, daß er noch zurecht gekommen und den Wunsch seiner Mutter zu erfüllen vermochte.

Als ein paar Tage vorher Herr Schweder mit Herrn Prell, den er auf der Eisenbahnstation Steinfeisen so rücksichtslos in seinem Hazardvergnügen gestört hatte, in Oberbergstadt ankam, erwartete ihn eine Ueberraschung. Auf dem Perron befanden sich, auch eben angekommen, Herr Alster und Herr Wichtel jun. Das war um so merkwürdiger, als die beiden Familien, wie Schweder am besten wußte, seit längerer Zeit keineswegs mehr besonders harmonirt hatten und Herr Alster sich den beiden Wichtels gegenüber so reservirt als möglich gehalten hatte. Diese Spannung war Schweder angenehm gewesen, weil sie ihm Gelegenheit geboten hatte, sich zum Vertrauten beider Parteien und, wenn es das gemeinsame Interesse heischte, zum Vermittler zwischen ihnen zu machen. Waren nun die beiden heute gemeinsam gereist, so hatten die Wichtels hinter Schweders Rücken ein Einverständniß zustande gebracht, sie hatten wahrscheinlich sich und Alster in einer oder der andern Angelegenheit, vielleicht gar für die Dauer, von seiner Mitwirkung zu emanzipiren gesucht. Dieser Verdacht brachte Schweder sofort zu dem Entschlusse, sich den beiden anzuschließen, bis er die etwaigen Pläne der Wichtels

durchschaut haben würde. Er hatte daher Brell entlassen mit der gemessenen Beifugung, sein Bündel unverweilt zu schnüren, und war mit gewinnendster Freundlichkeit auf die beiden Herren zugeeilt, hatte ihnen warm die Hände geschüttelt und seiner lebhaften Freude, sie hier zu treffen, Ausdruck gegeben.

Herr Alster erwiderte die Begrüßung nicht minder freundlich, Herr Wichtel junior dagegen schien weniger entzückt. Er quetschte sich den Klemmer auf die respectable Nase und schnarrte sein geistreiches „Et, sieh da, Timotheus!“ in dem Tone, in welchem etwa ein abgerichteter Pavagai die Leute zu begrüßen pflegt, welche er nicht leiden mag.

Schweder erkundigte sich in liebenswürdiger Höflichkeit, was die Herren so unerwartet in dieses Stück deutsches Sibirien geführt habe. Wichtel hätte ihn gern mit kurzer Antwort abgefertigt:

„Wir wollen einmal sehen, inwieweit der Nothstand als gehoben gelten kann. Wir werden Ihnen Bericht erstatten, bester Schweder. Wenn Sie wollen, können Sie heut gleich einen kleinen Einleitungsartikel von mir mitnehmen.“

Schweder lächelte freundlich. „Ich nehme Sie beim Wort, lieber Wichtel. Sie geben mir heut noch den Artikel.“

„Sie wollen wirklich heut schon wieder zurück?“ fragte Alster mit einer Betonung, die deutlich erkennen ließ, daß der Fragende eine verneinende Antwort wünschte.

Schweder that ihm den Gefallen: „Das nicht. Ich habe einige Tage Zeit und bin auch mit der Absicht hierher gekommen, die Lage der Dinge hier oben einmal mit eigenen Augen zu betrachten. Ich schließe mich daher den Herren an — wenn Sie gestatten!“

Mit dieser Höflichkeitsfrage wandte er sich blos an Alster. Der junge Wichtel biß sich ärgerlich auf die Lippen. Schweder kam ihm heut über die Nasen ungelegen, aber er war nicht loszuwerden, denn schon hatte Alster mit offen zutage tretendem Behagen Schweders Anerbieten begrüßt und acceptirt.

„Sehen Sie,“ sagte Alster, „das trifft sich vorzüglich. Ich hatte mir, wie mir der Herr Doktor bezeugen wird, auf der Herfahrt schon Vorwürfe gemacht, daß ich Sie von unserer winterlichen Bergfahrt nicht benachrichtigt. Aber sie kam mir selbst ganz urplötzlich über den Hals. Ein Einfall meiner Tochter — Sie glauben nicht, bester Freund, was ein junges Mädchen für Launen hat! — ein mich selbst aufs höchste und keineswegs aufs angenehmste überraschender Einfall meiner Tochter also war es, der mich hierher gesprengt hat. Denken Sie sich um alles in der Welt, das Mädchen will das Weihnachtsfest hier auf, weiß der Himmel welchem Dorfe feiern. Sie gedenkt, die Jugend eines ganzen Dorfes um sich zu versammeln und mit dieser den Weihnachtsabend zu begehen. Ja, ich glaube sogar, wenn ich ihr Schreiben recht verstanden, — das mich in eine heillose Aufregung versetzt hat, da es alle meine Vorbereitungen und Pläne kreuzte, — sie will in einem halben Duzend von Dörfern Weihnachten feiern; am Weihnachtsabend in zweien, und an den beiden Feiertagen auch noch in einer ganzen Reihe. Daß ich ihr das erlaube, hat sie sich als ihr einziges Weihnachtsgeschenk erbeten, — was wollte ich da machen, ich konnte nicht nein sagen und mußte, wenn ich nicht zum erstenmal seit siebzehn Jahren am Weihnachtsabend von dem Mädchen, das mir ans Herz gewachsen ist, wie sonst nichts in der Welt, getrennt sein wollte, wohl oder übel mich auch zu der Probe entschließen, wie sich in den Dorfschenken und mit ganzen Heerden von Bauernkindern das schönste Fest im Jahre feiern läßt.“

Der junge Wichtel konnte seinen Unmuth kaum verhehlen. Es war zum Verzweifeln, daß dieser Schweder überall dabei sein, überall seine Hand im Spiele haben mußte. Der junge Wichtel hatte ihn nur darum wieder einigermaßen leiden können, weil er ihn eine zeitlang für gänzlich harmlos und indifferent allen öffentlichen Fragen gegenüber hielt; seit er es aber mit einem Schlage, wie man es nachgerade bei ihm gewohnt geworden war, zu öffentlicher Bedeutung gebracht und einen Einfluß erlangt hatte, gegen den der des hoffnungsvollen Wichtel jun. nicht im entferntesten aufkommen konnte, seit er auch eine maßgebende Stellung gewonnen zu den industriellen Unternehmungen und finanziellen Spekulationen der Bundesgenossenschaft Wichtel-Alster, hatte der Doktor Wichtel wieder jede Spur von Sympathie für ihn verloren. Am liebsten wäre ihm längst ein offener Bruch und Krieg mit Schweder gewesen, und er hatte es gar nicht gebilligt, daß sein Vater ein Scheinbündniß mit dem gefährlichen Menschen einging, um ihn, wie schon so manchen andern, für die Privatinteressen des Hauses Wichtel in Kräfte auszunützen.

Schweder wußte genau, was er von den Wichtels zu halten und zu erwarten hatte. Daher wäre ihm das Mißvergnügen des Doktor juris über seine Theilnahme an der „winterlichen Bergfahrt“ nicht entgangen, wenn dieser es auch sorgfältiger zu verbergen gesucht hätte. Selbstverständlich bestärkte es ihn in seinem Vorhaben.

So verbrachten die Drei gemeinschaftlich den Abend des Tages, an dem sie sich getroffen hatten, in Oberbergstadt, um sich Tags darauf in die Gegend zu begeben, wo sich augenblicklich Alsters Tochter mit ihren Begleitern, dem alten Herrn Klose und der Frau Doktor Winter, aufhielt.

Es war eine beschwerliche Fahrt, die sie höher in das Gebirge hinaufführte. Vor einigen Tagen war plötzlich Thauwetter hereingebrochen, welches rasch den Schnee in den Thälern geschmolzen hatte, aber nur um, wieder ohne allen Uebergang in starren Frost umschlagend, mit gefährlichem Glatteis die Wege und Stege zu überziehen. Pferde und Menschen vermochten auf dem stellenweise spiegelglatten, glühenden Boden, gleichviel ob es bergauf oder bergab ging, nur schrittweis vorwärtszuschreiten und konnten sich oft auch durch die größte Vorsicht gegen plötzlichen harten Sturz nicht schützen.

Die ersten zwei Stunden, nachdem die drei Herren und der August des Herrn Alster, den er sich zur Bedienung mitgenommen hatte, von Oberbergstadt in bequemem, mit zwei stattlichen Pferden bespannten Schlitten abgefahren waren, ging es mäßig bergauf, so daß die Reisenden über nichts weiter zu klagen fanden, als über das verzweifelt langsame Vorwärtkommen. Selbst Herr Alster, der kein Freund von Fußpartien war, am wenigsten im Gebirge und in ziemlich kalten Wintertagen, versicherte, er wolle zehnmal lieber zu Fuße gehen, als sich so in einem Schlitten mit Schneckenlangsamkeit von Chausseebaum zu Chausseebaum schleppen zu lassen.

Der Kutscher, der das gehört hatte und sich, weil er der größte Fuhrwerksbesitzer von Oberbergstadt in eigner Person war, schon ein Wort mit dreinzureden erlaubte, meinte, zum Laufen könne schon Rath werden, denn wenn sie blos noch eine Anhöhe hinauf wären, ginge es eine halbe Stunde bergab und da würd' die Geschichte wohl nicht so glatt abgehen. Und die Geschichte ging nicht so glatt ab. Kaum war die Anhöhe erreicht, so mußten die Herren den Schlitten verlassen, sie mochten Lust dazu haben oder nicht. Ja, es kam noch schlimmer; auf dem hin und wieder ziemlich steil abfallenden Fahrwege drängte der Schlitten so stark auf die vorsichtige Fuß vor Fuß setzenden Pferde ein, daß schließlich der Fuhrwerksbesitzer den Herren trocken erklärte, sie müßten mit angreifen und den Schlitten halten helfen, daß die Pferde nicht scheu würden, sonst mache er keinen Schritt mehr von der Stelle.

Das war ein saures Stück Arbeit und eine verzweifelte Bergpartie, die da begann. Zu der einen halben Stunde Wegs bergab, die freilich, wie der Volkswitz sagt, der Fuchs gemessen haben mochte, brauchten die Reisenden zwei Stunden, und trotz der Kälte standen den Herren Alster und Wichtel junior die hellen Schweißtropfen auf der Stirn, als sie endlich auf der Thalhohle angelangt waren. Nun konnten sie freilich wieder in den Schlitten einsteigen, aber rascher kamen sie deswegen auch nicht vorwärts, und als sie endlich im nächsten Dorfe waren, das von dem, wohin sie gewollt, noch gute zwei Meilen beschwerlichsten Weges entfernt war, begnügte sich der Kutscher nicht damit, vor dem sehr dürftig aussehenden Dorfwirthshause zu halten, sondern er versicherte auch, an die Weiterfahrt sei am heutigen Tage gänzlich zu denken. Die Pferde seien durch das beständige Ausgleiten so strapazirt, daß sie mehrere Stunden Ruhe haben müßten, und im Abenddunkel bei dem Glareise zu fahren, sei unmöglich zu riskiren. Die Herren würden in dem Wirthshause gut zu essen und zu trinken finden und auch ein vernünftiges Nachtquartier. Morgen früh, wenn er seinen Pferden habe von frischem die Hufeisen scharfen lassen, könne es dann weiter gehen.

Dagegen halfen weder ruhige Vorstellungen noch Bitten oder Enttäuschung. Selbst Schweders Versuch, für jeden beliebigen Preis andere Pferde aufzutreiben, mißglückte. Die Leute, denen bei dieser schlechten Zeit für Geld alles feil war, hatten keine Pferde zu vergeben, und der einzige große Bauergutsbesitzer im Dorfe, der ein halbes Duzend Gäule hätte hergeben können, war viel zu dickköpfig und auch viel zu sehr auf das Wohl seines Stallviehs bedacht, als daß er sich hätte bewegen lassen, zu helfen.

Nach dem Geschmade des Kutschers war das Wirthshaus vorzüglich, nach dem der verwöhnten, geldübermüthigen Städter

unter der Kritik. Sie dankten ihrem Schicksale, als der Morgen graute, der ihnen die Weiterreise möglich machte.

Die Fortsetzung der Fahrt ging zwar nicht erheblich rascher von statten, aber die Herren zeigten sich besserer Laune, als Tags zuvor. Besonders aufgeräumt war Herr Alster, anscheinend bei guter Laune auch der Herr Doktor Wichtel, und nur Schweder verharrte in jenem Gleichmüthe, der ihn auch gestern nicht verlassen hatte. Aber er war doch gleichfalls gesprächiger geworden, sodaß er sich sogar mehrere male dazu herabließ, mit dem kutschirenden Fuhrherrn einige Worte auszutauschen.

„Liegt Klein-Feldau nicht hier in der Nähe?“ fragte er unter anderm.

„Na ob,“ erwiderte der Fuhrherr. „Von Waltersdorf, wohin wir fahren, bis Klein-Feldau sind's dreiviertel Stunden Wegs.“

„Sie haben wohl Bekannte in dem Nest? Vielleicht eine Dorfschöne, an der der unvorderstehliche Schweder seine Studien über die Entwicklung artis amandi *) bei den verschiedenen Klassen und Ständen des menschlichen Geschlechts vervollständigt hat?“ witzelte Wichtel.

Schweder hielt nicht der Mühe werth, auf diese Bemerkung etwas anderes zu erwidern, als:

„Den Besitzer von Klein-Feldau kenne ich von früherher sehr gut.“

„Den Besitzer?“ fragte der Fuhrherr mit auffälliger Betonung. „Om — heißt der nicht Willisch?“



„So etwas Aehnliches, ja.“ Schweder warf einen prüfenden Blick nach dem Mann auf dem Kutscherfisse.

„Na, das ist mal 'n gemüthlicher Rittergutsbesitzer,“ fuhr dieser

*) Der Kunst zu lieben.

fort. „Der läßt den armen Leuten wenigstens was zukommen, und stolz ist er garnicht — so gemein macht er sich mit unser-

keinen Menschen so saufen sehen — Grog besonders, von der allerstärksten Sorte, womit man sich die Lippen verbrennt, wenn man bloß dran riecht — kolossal, sage ich Ihnen, meine Herren.“

Herr Schweder machte ein verächtliches Gesicht und murmelte etwas in den Bart, was keine Schmeichelei sein mochte für den Rittergutsbesitzer Wiltsch. Der Fuhrherr aber achtete nicht darauf, er setzte die Unterhaltung fort mit seinem Nebenmann, Herrn Alsters August, den der letzte Theil derselben sehr interessirt zu haben schien.

„S wär' mertwürdig, zischelte August, der in unmittelbarer Gegenwart jenes Herrn und der andern beiden „Bornehmen“ sich nicht laut am Gespräch theiligen durfte, ganz mertwürdig wär', was manche Menschen von so schweren Getränken, wie der Grog wär', vertragen könnten. Da hätte er mal 'nen Cousin gehabt — der Himmel wisse, wo der hingekommen, — ein famozer Kerl der, Cigarrenreisender wär' er gewesen, Schneider hätt' er geheißt, der hätte Grog trinken können gewiß noch mehr, wie der Rittergutsbesitzer — denn so un menschlich viel hätt' er noch niemanden trinken sehen, und außs Grogtrinken verstände er sich.“

Bergfahrt in Lappland. (Seite 275.)



einem; und mit Leuten, die noch viel weniger in die Suppe zu brocken haben, auch. Und das versteht er.“ — er machte lachend die Bewegung des Trinkens, — „ich hab' in meinem Leben noch

Schlittens hatten nicht beachtet, was August schwätzte. Nur daß es sich um Grog handelte, hatten sie gehört. So ordinäres Getränk aber interessirte sie weiter nicht. (Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. Eduard Reich.

III. Diät.

Im engeren Sinne dieses Wortes bedeutet Diät den Gebrauch der Nahrungs- und Genußmittel zur Erhaltung von Leben und Gesundheit. Je mehr der Natur gemäß ein Mensch Gebrauch macht von den Mitteln der Diät, desto mehr wird er, unter übrigen guten anderweitigen Verhältnissen, die Erhaltung seiner Gesundheit sichern und sein Leben verlängern. Es ist hier nicht allein die Rede von der Gesundheit des Körpers, sondern in dem nämlichen Maße von jener des Geistes und der Sitten; denn diese hängt mit der leiblichen innig und unzertrennbar zusammen.

Das erste Erforderniß alles wahren diätetischen Lebens ist der Besitz gesunder Instinkte. Jeder Mensch, der solcher sich erfreut, bedarf der eingehenden, nach Egoismus riechenden Studien nicht, deren Ganzes darauf hinausläuft, alles nur Mögliche zu erfinden und zu ergünden, was die Verdauung erleichtert, die Absonderungen der Drüsen regelt, Blähungen treibt u. s. w. Jedermann, dessen Sinnen und Trachten auf das allerwertheste Selbst gerichtet ist, und zwar in einer mehr intensiven Art, der alle Vorgänge des Leibes in jedem Augenblick beeinflussen möchte, um nur ja keinen Fehler zu veranlassen, der die zu genießenden Speisen abwägt und zu der bestimmten Sekunde aufsummt, ist ungenial, kleinlich, und wird immer mehr und mehr Egoist, Hypochondrist, geht durch solches Treiben seiner gesunden Instinkte allmählich verlustig.

Bevölkerungen mit normalen Instinkten haben gesundes Blut und kräftige Nerven, richten ihre Nahrungsweise ganz nach Klima und Beschäftigungsart ein, leben im großen und ganzen durchaus regelmäßig, ohne die Bissen abzuwägen und zu zählen. Hier begegnet uns wenig kleinliche Selbstsucht, nur ausnahmsweise Hypochondrie; aber wir finden eine ganz leidliche Weltanschauung, ziemlich beträchtliche Heiterkeit des Gemüthes, klaren Kopf und ansehnliche Energie.

Das Gegentheil von alledem sind jene Bevölkerungen, deren Instinkte durch unpassende Lebensweise und die Schattenseiten einer krankhaften Civilisation verderben werden. Diese Zweihänder bemühen sich unablässig, das in der Außenwelt zu suchen, was jeder normale Mensch in sich selbst findet, und die Mittel für die beste Ernährung der Nerven- und der Muskelmasse zu entdecken, Bier für erschlaffte Eingeweide zu brauen und Geister für gequälte Geister und gemarterte Nerven zu destilliren!

Man unterscheidet die Nahrungsmittel in flüssige und feste. In der Reihe der Getränke nehmen Wasser und Milch die obersten Plätze ein; sodann kommen Kaffee, Thee und Schokolade, und zuletzt jene Flüssigkeiten, welche Alkohol enthalten. In der Reihe der festen Nahrungsmittel nehmen Obst, Mehl, Hülsen- und Feldfrüchte die obersten Plätze ein; sodann kommen Eier und Käse, und zuletzt jene Stoffe, welche durch Tödtung von Thieren gewonnen werden.

Außer den eigentlichen Nahrungsmitteln bedient sich der Mensch noch mancherlei Rauch-, Kau- und Schnupfmittel, um sich, wie angegeben wird, entsprechend anzuregen, in Wahrheit aber: sich zu schädigen.

Alle feste und flüssige Nahrung ist dazu bestimmt, dem Organismus Ersatz zu leisten für die durch die Lebensvorgänge verbrauchten Materien und Wärmemengen, gleichwie den zum Aufbau der Gebilde nöthigen Stoff zu liefern; außerdem dienen gewisse Genuß- und Nahrungsmittel theilweise dazu, das Nerven- und Gefäßsystem anzuregen, dadurch die Verdauung und Assimilirung der aufgenommenen Stoffe zu befördern und die Ausscheidungen zu begünstigen.

Aus diesen Thatsachen ergibt sich die ganze Diätetik von selbst. Man nehme die entsprechenden Mengen wohl beschaffener Nahrungs- und Genußmittel auf und thue dies zu richtiger Zeit. Wer aber belehrt uns über die richtige Quantität und Qualität, über die naturgemäße Essenszeit? Ein gesunder Instinkt, geregelt durch die Erfahrung.

Jeder natürliche Mensch weiß ganz genau, daß weder zuviel noch zuwenig, noch auch Unordnung im Essen und Trinken der Gesundheit zuträglich sei; er weiß auch, daß bezüglich der Genußmittel es sehr darauf ankomme, Vorsicht und Bescheidenheit walten zu lassen.

Allzuviel und allzuwenig von Speise wirken nachtheilig auf die Verdauungsorgane und auf das Nervensystem. Wer Ueberladung des Magens sich zur Regel macht, dehnt den Magen aus, wird zum Vielfraß und legt den Grund ernstheits zu Krankheiten des Nahrungsschlauches, andertheils zu allerlei Affektionen, die aus Fülle von Blut und Säften entspringen, lenkt die Nervenkraft in übermäßigem Maße dem organischen Haushalte zu und entzieht dieselbe dem höheren Seelenleben. Daher kommt es denn, daß die Mehrzahl der Gefräßigen dumm ist.

Menschen, welche Jahr aus Jahr ein zu wenig essen, werden nervös, auch wenn sie nicht übermäßig geistig arbeiten; denn die Menge von Nahrungskraft, die bei normaler Ernährung innerhalb der Verdauungsorgane sich entladet, beziehungsweise verbraucht wird, kommt anderswo zur Entladung und hilft den verhängnißvollen Zustand der Nervosität begründen. Dieser letztere entsteht auch durch jenen Mangel an Blut oder an richtig beschaffenem Blut, welcher die Folge des Zuwenig- und Zuschlechtsens ist und dem Wiedererjat der durch den Stoffwechsel verloren gegangenen Materien so große Schwierigkeiten bereitet.

In Dertlichkeiten, woelbst regelmäßig zu gut und zu viel geessen und getrunken wird (sehen wir von den gebrannten Wassern hier ab und denken wir nur an Wein und schweres Bier), begegnet uns der blutige Schlagfluß gleichwie die Gicht sehr häufig. Dort, woelbst zu wenig oder zu schlecht gespeist wird, begegnet uns das Heer der Krankheiten sehr häufig, die aus Blutmangel und Nervosität entspringen.

Gute Nahrung ist die, welche den Organismus entsprechend für seine Verluste entschädigt und ihm die nöthige Menge von Material liefert zum Aufbau seiner Gebilde. Dem gewöhnlichen Vorurtheil gemäß müßte Fleisch das beste Nahrungsmittel sein. Nun versuche es jemand, ausschließlich von Fleisch zu leben, und er wird — eines elenden Todes sterben. Eher kann man ausschließlich von dem Obste selbst der nördlichen Gegenden sein Dasein erhalten. Wie hängt dies zusammen?

Im Fleische sind wohl viele Eiweißkörper und Salze, aber nur ganz unbedeutliche Mengen von zucker- und stärkeähnlichen Stoffen enthalten. Dieser letzteren bedarf der Organismus ganz ebenso nöthig, wie der ersteren. Obst enthält, wie alle pflanzlichen Nahrungsmittel, eiweißartige Stoffe. Von größeren Obstmengen kann also der Mensch bestehen, von Fleisch für sich allein nicht.

Erbsen, Bohnen und Linien enthalten die sämmtlichen Nährstoffe in einer sehr glücklichen Kombination: eiweißartige Körper, Fett, zucker- und stärkeähnliche Materien und Salze; sie ernähren demnach richtiger und vollkommener, als Fleisch. Verbunden mit Obst oder Wurzeln machen sie Nahrungsmittel aus, die auch das beste Fleisch tief in Schatten stellen.

Läuft man bei Fleischgenuß Gefahr, von Trichinen, Bandwürmern, Finnen etc. befallen zu werden, so ist von solcher Gefahr bei Vegetabilien nicht die Rede, und einigermaßen entsprechende Reinheit und Sorgfalt der Zubereitung vermag den letzten Rest gefährlicher oder doch bedenklicher Beimengungen zu entfernen, in der Voraussetzung, daß die betreffenden Pflanzentheile nicht ganz verdorben oder giftig sind.

Die Getreidearten gehören zu den den Bedürfnissen des Menschen am meisten entsprechenden Nahrungsstoffen; sie liefern das tägliche Brot, um welches millionen von Wesen in jedem Augenblicke zum Himmel flehen. Der Erfahrung gemäß ist das Brot aus Roggen ebenso nahrhaft, wie das aus Weizen; das mit der Kleie verbackene Brot ist im allgemeinen besser, als das aus gesiebtetem Mehl bereitete, weil die Kleie vortheilhafter Wirkung auf das Darmrohr ausübt, ganz abgesehen davon, daß sie auch noch nährrende Stoffe enthält. Für einen Menschen hat der Genuß frisch gebackenen Brotes keine Gefahr, für den andern wird selbiger zur krankmachenden Potenz. Das süße Brot verdient meistens theils den Vorzug vor dem saueren.

Großen Einfluß auf den Organismus haben die Salze, die in den verschiedenen Nahrungsmitteln enthalten sind. In den Getreidearten kommen vorwiegend phosphorsaure Verbindungen vor, demnach Mineralstoffe, welche die im Stoffwechsel verbrauchten und durch den Harn ausgeschiedenen anorganischen Materien trefflich wieder ersetzen.

In gutem Bier, welches aus wirklichem Malz bereitet wurde, kommen phosphorsaure Salze in ansehnlichen Mengen vor. Die anderen Bestandtheile solcher Bierarten haben sowohl nährend als belebende Wirkung, und daher kommt es, daß mäßiger Gebrauch ächten, reinen, malzreichen Bieres nicht selten den besten Erfolg hat für Schwächliche, Genesende und Schwerarbeitende. Man nannte richtiges Bier auch flüssiges Brot; eine Bezeichnung, die, figürlich genommen, sehr zutreffend ist.

Durch das Einreißen der allgemeinen Ueberstürzung und Gewissenlosigkeit sind die Nahrungs- und Genußmittel immer mehr und mehr verfälscht und erkünstelt worden. Daß man jetzt Bier trinkt, welches niemals auch nur eine Spur von Malz und Hopfen sah, Cichorie aufnimmt anstatt Kaffee, Milch genießt, die niemals der Brust eines Säugethieres entquoll, von Wein Gebrauch macht, der ohne alle und jede Beziehung zur Weintraube ist, pflanzliche und thierische Zubereitungen aufzehrt, die mit den schädlichsten Körpern versetzt wurden, — hat ungewöhnlich großen Einfluß auf den Volksgeist, indem es denselben krankhaft abändert durch Erzeugung körperlicher Leiden, pathologischer Geistes- und Gemüthsverfassungen bei den einzelnen, die Gesellschaft und all' deren Interessen schädigt.

Zu den aus dem Genuße verfälschter Nahrungsmittel entspringenden Uebelständen kommt noch die Zunahme des Wirthshauslebens und des Tabakrauchens, besonders des Cigarrenrauchens in geschlossenen Räumen. Ein ganzes Heer von Krankheiten führt auf diese Quelle sich zurück. Man weiß, daß in England, auf dem Kontinente Europas ebenso wie in Nordamerika die Leiden des Gehirns und Nervensystems seit einigen Jahrzehnten in sehr bedeutendem Maße zunehmen. Dies hängt nicht nur mit Ueberanstrengung aller leiblichen und seelischen Kräfte durch den immer heftiger werdenden Kampf um den Bissen Brot und um den Groschen zusammen, sondern auch mit dem Genuße verfälschter Speisen und Getränke und mit dem Fluche des Wirthshauslebens in seiner neumodischen, Leib und Seele vergiftenden Form.

Aufblühen, Wiederaufblühen des Familienlebens ist das beste Mittel zu einem guten diätetischen Regiment, zu Wiederherstellung der ganzen Gesundheit des Volkes. Daß der Familienvater im Wirthshause sitzt, Bier oder Wein trinkt, Tabak raucht und politisiert, lästert oder gar spielt und sonst der Moral entgegenhandelt, hat folgende diätetische Nachtheile für ihn selbst und für seine Familie. Er selbst erkrankt und verkürzt sein Leben, schädigt seine Wirthschaft, seinen Geist, sein Gemüth, seine Sitte. Seiner Familie werden zahlreiche Mittel zu anständigem Lebensunterhalt, richtiger Ernährung entzogen. Das Oberhaupt der Familie schwebt in der Gefahr des Schlagflusses, die Glieder der Familie balgen mit Blutmangel sich umher und, bei frühzeitigem Tode oder Siedthum des Ernährers, mit Blutmangel und mehr oder minder entsetzlichem wirtschaftlichen und sittlichen Elend.

Weidet der Familienvater das Wirthshaus und sucht er sein

ganzes Glück im Hause, bei seinen Nächsten und Liebsten, so bieten der normalen Ernährung aller unendlich weniger Hemmnisse sich dar, als in dem entgegengesetzten Falle: alle erhalten ihr Dasein länger, alle bleiben gesunder, lebenskräftiger, sittenreiner, und haben, wie die Welt noch ist, mehr Aussicht zu Erlangung von Wohlstand. Dadurch wird der Fortschritt des Proletariethums auf der einen und der großen gesellschaftlichen Erkrankungen auf der andern Seite gehemmt, damit auch die Hitze des Kampfes um das Bestehen gemäßiget, viel Anlaß zu Ueberstürzung und Gewissenlosigkeit aus der Welt geschafft und der betrügerischen Fälschung von Nahrungsmitteln eine Zahl von Wegen versperrt.

Erquickung und Belebung, Anregung bedarf unser Organismus neben der Ernährung; auch müssen wir demselben Mittel zuführen, welche als Sparmittel der Leibesmasse sich verhalten und so uns befähigen, ohne Ueberfüllung des Magens gut und kräftig uns zu ernähren und Nervenkraft übrig zu behalten für die höheren Interessen des Seelendaseins.

Die kaffeeartigen Getränke, die gegohrenen und geistigen Flüssigkeiten, die Wurzeln und Gewürze, endlich die Rauch-, Schnupf- und Raummittel kommen hier in Betrachtung. Mit dem Wunsche, daß Rauch-, Schnupf- und Raummittel ebenso, wie destillirte Geister der Teufel hole, und daß die, welche einer Anregung, Belebung, Erquickung bedürfen, an Wurzeln und Gewürze, Kaffee, Thee, Chokolade, allenfalls an reines Bier und ächten Wein sich halten mögen, hebe ich hervor, wie folgt. Keine aus nahrhaften Materialien pflanzlicher oder thierischer Art bereitete Suppe oder andere Speise erquickt, belebt, regt an, wenn sie nicht mit Wurzeln, namentlich frischen, duftenden Kräutern und Wurzeln, mit Zucker, Salz, Essig u. dgl. m. versetzt wurde. Man kann ohne Wurzeln leben; aber man erschläft. Nicht bloß der Mensch, auch alle anderen Thiere haben den Drang, derartige Aromatika aufzunehmen. Diese letzteren regen nicht nur das Nerven- und Gefäßsystem, sondern auch die Verdauung selbst an, und dürfen aus diesem Grunde in keiner Nahrung fehlen.

Bezüglich der eigentlichen, der scharfen Gewürze sei ausgesprochen, daß es unrecht wäre, dieselben ohne weiteres zu verdammen; denn es gibt Fälle, in denen Pfeffer oder irgendein anderes Gewürz der heißen Erdstriche mit größtem Vortheil gebraucht wird. Aber im allgemeinen dürfte es sich doch empfehlen, diese Pflanzentheile möglichst sparsam zu verwenden, weil deren Einfluß auf den Organismus ein ziemlich energischer ist und manche Apparate heftig dadurch gereizt werden. Am besten ist es, nicht an Gewürze sich zu gewöhnen, sondern derselben nur ausnahmsweise sich zu bedienen, unter gewissen Umständen, wo es darauf ankommt, die Verdauung, das Nervensystem und die Organe des Blutumlaufs vor Erschlaffung zu bewahren, entsprechend anzuregen und so der Entstehung gewisser Krankheiten vorzubeugen. (Schluß folgt.)

Die Urgeschichte der Menschheit.

Von Dr. A. Frowe.

(Schluß.)

Wir sprachen jedoch oben nur von Indogermanen. Sie sind bloß ein Bruchtheil der „Mittelländer“, zu denen auch Iberer und Kaukasier, Semiten und Hamiten gerechnet werden. Wie unvorstellbar dem Sprachforscher die Verwandtschaft der Sprachen dieser s. g. mittelländischen Völkerfamilie ist, kann ein Laie sich gar nicht denken. Muß aber dennoch selbst der scharfsinnigste Sprachforscher schließlich doch, ob noch so widerstrebend, sich der offenbar unwiderprechlichen Annahme beugen, daß alle diese Völker Eine Familie sind, so bleibt ihm nur der Ausweg übrig: Schön! dann sind jedoch diese Völker vor Jahrhunderttausenden von einander sprachlich getrennt worden. — Hier widersetzt sich meist wieder, ob noch so versteckt, im tiefsten Grunde nur der menschliche Hochmuth, der die unendliche Kleinheit seiner persönlichen Lebensdauer sich nicht noch ärger will zum Bewußtsein bringen lassen.

Denn was ist der einzelne Mensch mit siebzig- bis achtzig-jähriger Lebenszeit, wenn sein Volk schon viele Jahrtausende gelebt hat? Wie unbedeutend, wie nichtig erscheint unsre ganze fünftausendjährige Weltgeschichte, wenn vorher Jahrtausende die Spezies Mensch bereits ein ungeschichtliches Dasein gelebt hat?

Gleichwohl kommt es in der Wissenschaft auf unsere Empfindungen nicht an, wenn wir Wahrheit suchen. Sie gleicht dem Speer des Achill und heißt dieselben Wunden, die sie schlug. — Umgekehrt könnten die Jünger der Wissenschaft sich bitter beklagen, daß ihnen die Forschung immerdar verleidet und erschwert wird durch früh eingeeimpfte und täglich wieder anmaßungsvoll gepredigte Lehren, die — unbastirt, wie sie sind — bei jedem Fortschritt des Gedankens ihr immer aufs neue in den Weg geschleudert werden. Freie Bahn, nichts weiter, fordert die Forschung.

Aber berechnete Einwendungen muß und wird sie stets freudig begrüßen. — Wir führen einige an.

Die Frage nach dem Urzustande der Menschheit läßt sich vermünftigemassen am besten beantworten, wenn man die rohesten Zustände der Gegenwart zu Rathe zieht. Nun aber gibt es auf dem ganzen Erdboden kein Geschlecht, das ohne Feuer und Sprache, Kletternd, bloß von Früchten auf Bäumen lebte. Darum nennt Ostar Beshel alle jetzt lebenden Völker schon civilisirt.

Ein einziger Stamm könnte noch gefunden werden. Stanley hat ihn am Mittelcongo entdeckt. In Urwäldern lebt er dort, und Folgendes ist's, was der große Entdecker darüber schreibt:

Der eigenthümliche Charakterzug an Kampunzus Dorfe waren zwei Reihen Schädel, die 10 Fuß von einander die ganze Länge des Dorfes durchliefen, etwa 2 Zoll in die Erde gedrückt, die Cerebralhämiphären nach oben, ausgebleicht und weiß vom Wetter glänzend. Der Schädel waren 186 an der Zahl in diesem einen Dorfe. Mir schienen sie menschlich, obwohl manche eine außerordentliche Erweiterung der Hinterhauptstheile, andere der Seitenwandknochen hatten und die Stirnbeine ungewöhnlich niedrig und zurücktretend waren; aber die Mäthe und der allgemeine Anblick der größten Zahl von ihnen war so ähnlich dem, was ich eben für menschlich hielt, daß ich meine Hauptleute und die Araber fragte, was diese Schädel wären. Sie erwiderten: „Sotos“ — (vielleicht Chimpanzi? fragt Stanley selbst in Parenthese und fährt dann fort:) — „Sotos vom Urwald?“ — „Sicherlich!“ antworteten sie alle. — „Bringt mir sogleich den Häuptling von Kampunzu!“ sagte ich, nun aufs höchste interessiert zufolge der Wunderberichte, die Livingstone mir ebenso wie die Eingebornen von Manjema darüber gegeben hatten.

Der Häuptling von Kampunzu, ein langer, starkgebauter Mann von etwa 45 Jahren, erschien, und ich fragte ihn: „Mein Freund, was ist das da, womit Ihr die Straßen Eures Dorfes geschmückt habt?“ — Er antwortete: „Njama“ (Fleisch). — „Njama! Njama wovon?“ — „Njama vom Walde.“ — „Walde! Was für Zeug ist denn dies Njama vom Walde?“ — „Es ist ungefähr von der Gestalt dieses Zungen.“ (Dabei zeigte er auf meinen Flintenträger Nabruki, der 4' 10" hoch war.) „Es geht herum wie ein Mensch und geht an einem Stock; damit schlägt's an die Bäume im Walde und macht abscheulichen Lärm. Diese Njama essen unsere Bananen und wir jagen sie, schlagen sie todt und essen sie.“ — „Sind sie gutes Essen?“ fragte ich. — Er lachte und erwiderte, sie wären sehr gutes! — „Würdest du jetzt einen essen, wenn du einen hättest?“ — „Gewiß würd' ich's. Soll ein Mensch Fleisch zurückweisen?“ — „Gut, sieh her! Ich hab' hier hundert Gauris (afrikanische Zählmuscheln). Nimm deine Leute und fang' einen und bring' ihn mir lebendig oder todt. Ich brauche nur seinen Schädel und sein Fell. Das Fleisch kannst du behalten!“

Kapunzu's Häuptling brachte mir, ehe er mit seinen Leuten auszog, ein Stück vom Fell eines Soto, welches wahrscheinlich den Rücken bedeckt hatte. Der Pelz war dunkelgrau, mit zolllangem Bleß, die Haarpitzen weißlich; eine Linie von dunklerem Haar bezeichnete das Rückgrat. Dies, versicherte er mir, war ein Stück „Sotohaut“. Er zeigte mir auch eine Klappe daraus, die ich kaufte.

Abends kam der Häuptling vom Jagdzug erfolglos zurück. Er wünschte, wir möchten zwei oder drei Tage bleiben, damit er Fallen für Sotos lege, da sie unstreitig nachts die Bananen besuchen würden.

Da ich soviel Tage zu warten nicht Zeit hatte, erwarb ich mir für einige Gauris den Schädel von einem Männchen und von einem Weibchen.

Diese zwei Schädel wurden später glücklich und heil nach England gebracht und Prof. Huxley gezeigt, der sie folgendermaßen beurtheilte:

„... Der eine gehörte einem etwa 30jährigen Manne, der andere einem über 50jährigen Weibe. Der Mannschädel zeigt alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Negertypus, einschließlich eines starkausgeprägten, doch nicht ungewöhnlichen Grades von Prognathicimus. Am Weibeschädel ist die einzige Merkwürdigkeit eine ziemlich ungewöhnliche Breite der vorderen Nasenöffnung im Verhältnis zur Höhe, wonach die Nasenlöcher wohl etwas weiter seitwärts gestanden haben mögen und die Nasenspitze selbst ein wenig flacher als sonst gewesen sein mag. Der Hinter beider Schädel ist 75. Nichts an diesen Schädeln rechtfertigt die Annahme, daß ihre ursprünglichen Eigentümer in irgend bemerkenswerthem Grade sich vom gemeinen afrikanischen Neger unterschieden.“

So hat durch obiges Gutachten mich Prof. Huxley mit dem Beweis überrast, daß die Kampunzuleute Kannibalen waren; denn wenigstens die Hälfte der von mir gesehenen Schädel trug die Spur einer Hacke, die in den Kopf getrieben war, als die Opfer noch lebten.

Soweit Stanley's Bericht über die tiefstehende Menschensorte, die bis jetzt irgendwo gefunden worden ist.

Bedauern wir zunächst, daß Stanley nicht Zeit hatte, zwei oder drei Tage zur Lösung des größten anthropologischen Problems der Gegenwart zu verwenden, woraus ihm übrigens kein

Borwurf zu machen ist, da er im ersten Moment wohl nicht die Wichtigkeit der Entdeckung zu ahnen vermochte — und überhaupt nur, wer selbst schon in solchen Reizenöthen, wie er, gesteckt hat, über seine Ungeduld, weiterzukommen, eine richtige Vorstellung hegen kann: so muß doch sogar bei den geringen vorliegenden Einzelheiten für unsern gegenwärtigen Zweck anerkannt werden, daß der Bericht des bewunderungswürdigen Reisenden manden Zweifel über die Zustände des Armeschen lichtet. Haartig war nach Stanleys Gewährsleuten das Fell des Soto selbst auf dem Rücken; aufrecht ging er an einem Stock, wie man gern die Urangutang malt. Beides hebt die Möglichkeit auf, auch die letzte, den Armeschen des großen Denkers Lazarus Geiger noch auf unserm Planeten zu finden.

Solange aber kein bäumedurchkletterndes, ganz und gar werkzeugloses Menschthier ohne Sprache gefunden ist, bleibt es selbst nur Hypothese. Gäbe es unter den Reichen und Fürsten Anthropologen, begeistert genug, um einige hunderttausend Reichsmark an die völlige Lösung dieses Problems zu wenden, so könnten wir in drei Jahren mehr wissen.

Vorläufig bleibt dem Grübeln und Träumen Spielraum — und mehr als träumerisch ergrübelte Annahme ist der Armeschen Geigers nicht.

Nur auf eins in betreff unserer wiederholten Aufstellung ungewohnt großer Zahlen für die Existenzdauer des Menschen muß man hier hindeuten:

Wenn die Soto sich unter den viele Jahrtausende alten Negerassen noch bis heute unvermischt als Halbthiere, wie eine Art Jagdwild erhalten haben, so muß die Entwicklung auch nur von ihrem Urzustand bis zu den Lebensverhältnissen der kannibalischen Neger an eine jahrzehntausendelange Dauer heranreichen, wonicht noch eine größere Zeit umfassen.

Trotz alledem bleibt jedem der Zweifel unbenommen, ob die heutige Anthropologie nicht doch auf Irrwegen wandle.

Die sogleich zu erörternde Annahme eines versunkenen Erdtheils als Urheimath des Menschthiers oder „Mannthiers“ (wie Kollenhagen uns im „Froschmäusler“ taufte), bleibt eben Annahme. Die Stufenfolge der Lebensweisen vom Baumfruchtlester und Holzwaflenträger zum Jäger und Fischer (den einzigen heut vorhandenen Urzuständen) bleibt immer nur hypothetisch, bis die Njama Soto in Europas Menagerien gezüchtet und beobachtet werden.

Von der Beobachtung solcher Urthiermenschen erst ließe sich Aufschluß über die Ahnen des jetzigen Menschen erwarten. Bis dahin, daß Genaueres aus Afrika uns bekannt wird, genügen wohl dem ruhigen Skeptiker rein hypothetische Folgerungen aus Analogieen; aber um keinen Preis soll ein historischer Virchow kommen und sagen: wir lehrten hier als Ergebnis, was nur Annahme ist und sein darf!

Die Hypothese von einem unbekleideten, sprach- und feuerlosen Baumklettermenschthier zwingt zur Annahme eines Heimathklimas von unerhöflicher Fruchtbarkeit. Diese Urheimath der Spezies homo sapiens glaubt man nun im Indischen Ozean gefunden zu haben, wörtlich im Ozean. Nämlich verschiedene Gründe lassen darauf schließen, daß die Stille See und das Indische Weltmeer über einem untergesunkenen Kontinent stüben, dessen Reste noch Celebes und Madagaskar wären. Man nimmt nun an, hier auf diesem versunkenen Urfestland habe das menschenähnliche Affengeschlecht seine Heimath gehabt, welches man die Lemuren nennt. Nach ihnen heißt also ein hypothetischer Erdtheil der Urzeit „Lemurien“. Er war der Sitz des Armeschen. —

Als nun „nach Jahrtausenden“ (wie mir kurzweg ein Straßenarbeiter in Rom einmal die Zeit von Caesar bis heute vorrechnete!) Menschen sich hordenweis zusammenscharrten hatten, da erfand der Armeschen — [wie die italienische Anekdote —!] das Mälzen und Gährenlassen oder — mit einem Worte — den „Unsterblichkeitstrank“. Denn unsterblich erschien sich der berauschte Wilde mit seiner geheimnißvoll gesteigerten Lebenslust und Seelenthätigkeit im Rausche. Das Bereiten dieses Anrita (indisch) oder Ambrosia (griechisch) genannten Wundertranks geschah mit Hilfe eines hochrenden Stabes. Nun aber hatten schon längst außer Holzstücken und Fruchtschalen auch Steine zu Werkzeugen gedient. Das Zubereiten der weicheeren Steine vermittelst des harten Feuersteins führte bald auf die geheimnißvolle Natur des letzteren, die ihm seinen Namen gab: das Funkenprühen.

Man dichtet nun, die lahmen und kranken Mitglieder von Urvölkhorden seien zu Hause geblieben, während der übrige Stamm auf Beute ausging, um ihrerseits für die kräftigeren

Heroen der Horde Waffen aus Stein und Holz zu bereiten. Da hätten die armen Verachteten, diese oft (wie noch heute bei Bescheräh und Alfuru) mißhandelten Lahmen das Feuerbereiten gelernt und als lahme „Vulkane und Wielande“ auch Erz und Kupfer zu schmieden begonnen.

Alle Poesie und Religion der Urzeit (beides war in der Urzeit eins: Poet war selbstverständlich Prophet und Gottesherold) also — alle Poesie und Religion der Urzeit bewegte sich um Feuer und — Feuertrank. Davon wimmeln die Mythen und mythischen Lieder. Hierauf beziehen die modernen Mythologen alle Urreligion. Abbild nur des irdischen Feuerbereitens, Feuertrankbrauens, Berauschtens und Volterabendgelärmes war das Gewitter am Himmel; die oberen Götter waren nur höhergehobene Menschen, anfangs vielleicht kaum erhabener als die Erdsöhne. Dann erst, allmählich, erlangte das Kind die Vorstellung: jene dort hoch existierenden Wesen sind nicht nur höher, sondern auch besser, jedenfalls stärker, als wir. Da trat das Bild der Sterne, des Mondes, der Sonne hinzu, um den Glauben zu wecken, daß droben himmlisch verklärt die eigenen Ahnen des Erdmenschens aus der irdischen Gruft aufstiegen zum glänzenden Himmel.

Doch nicht roh genug denken darf man sich die Urreligion. Der Schamanismus in Nordasien ist noch Gold gegen den rohen Fetischglauben der rohesten Erdbewohner der Gegenwart. Wie roh mag erst vor Jahrhunderttausenden diese Uranfangsreligion des Gestirns- und Feuerdienstes gewesen sein.

Auch Baum und Stein blieb bis in die neueren Zeiten heilig, sowie es gewisse Thierarten noch sind.

Storch z. B. und Schwalbe genießen bis heut unsere unwillkürliche, halb abergläubische Achtung und Schonung. Der Specht ist auch ein solcher geheiligter Blizvogel, der die Wänschelruthe findet und verschlossene Räume durch sie aufspringen macht; in Italien ward er abgöttisch verehrt.

Bei unseren Bauern im protestantisch aufgeklärten Norddeutschland gibt es noch zahlreiche Anklänge an die heidnische Urreligion der Indogermanen; danach urtheile man, was sich in anderen Gegenden erst recht von solcherlei Aberglauben alles mag erhalten haben. Sagen und Märchen sind Ueberbleibsel der alten Urreligion und in den Erzählungen der Bibel z. B. von Simson, Esther u. a. will eine weitverbreitete Schule von Mythologen geheime Reste derselben entdecken.

Wir lassen uns hierdurch nicht im geringsten mehr beeinflussen als durch andere Hypothesen. Die Geschichtsforscher sehen z. B. in den 7 Königen Roms alte Mythen, worüber dann unser Philosoph Hegel seinerseits wieder sehr ungehalten ist. Die Wissenschaft schwingt eben wie ein Pendel hin und her, damit das Zifferblatt der allgemeinen Bildung den Zeiger Aufklärung nach langen Zeiträumen um eine Sekunde vorrücken sehe. Was aber jetzt auf Erden sich zeigt, kann unmittelbar den Fingerzeig abgeben für die Vergangenheit. Wir schließen daher unsere Andeutungen mit einem Hinblick auf die Gegenwart.

Gegenwärtig unterscheidet man die Menschen am sichersten — oder, besser gesagt — am wenigsten unsicher nach dem Schädel und seiner Behaarung. Die wollhaarigen Rassen sind langschädlig und haben vorpringende Kiefere, heißen also dolichocephale Prognathen. Die schlichthaarigen, welche das Gegentheil (des Orthognathismus) auszeichnet, zerfallen ihrerseits in straffhaarige, deren stets dunkles Haar ungefähr wie Pferdemaßnen glatt herabfällt, und in lockenhaarige, die bald auch schwarz, wie jene, bald aber blond sind. Da nun im äquatorialen Afrika und Australien die erstere Gattung überwiegt, d. h. in jenen Erdgegenden, wo die Lebensweise der paradiesisch arbeitlosen am nächsten kommt und wegen der überreichen Naturfülle am nächsten kommen darf: so kann man sich schwer der Hypothese verschließen, daß in diesen Wollköpfen mit vorstehendem affenhaften Gebiß, also ebensowohl in den Büschelhaarigen (Hottentotten, Papua etc.) als in den Blichhaarigen (Rassern und Negern), sich die älteren Sorten der Menschheit erhalten haben — während hiergegen die eigentlichen Australier und die Feuerländer, sowie auch die Eskimos oder Innuit, Aino und Kamtschadalen sammt den anderen Umwohnern des nördlichen Eismeers bereits einen körperlichen Fortschritt anzeigen, der sich im gemäßigten Klima Amerika's und Asiens bei Malayen, Mongolen und Mexitanern, Peruanern und sonstigen Indianern auch zu geistigem Fortschritt entwickelt hat.

Aber solche Annahmen bleiben sehr gewagt. Im reichbegabten Centralafrika fanden unsere Reisenden, wie Heinrich Barth

u. a., schöngebildete Neger und blühende Negerstaaten, wie sie darzustellen den Indianern nie gelang. Es kann daher kein untrüglicher Schluß aus den Rassenähnlichkeiten und Rassenunterschieden gezogen werden, um die historische Entwicklung der Menschheit daraus herzuleiten.

Nicht minder unzuverlässig für die Urgeschichte sind die Beweise, die man aus der Sprachverwandtschaft gern entlehnen möchte. Das einsilbige Chinesisch enthält eine so reiche Literatur, daß Jakob Grimm es getrost mit der fast auch wieder einsilbig gewordenen, fast flexionslosen englischen Kultursprache zusammenzustellen wagte. So stehen sich beide Sprachen als Anfang und Ausgang der menschlichen Sprachentwicklung gegenüber. Wo ist da fester Boden zur Beweisführung über Uralterthumsbeginn?

Indessen gibt's hier doch Fingerzeige. Die einzigen wahrhaft flectirenden Sprachen sind die semitischen und die arischen. Nun kann man sagen: die ganze Weltgeschichte beginnt mit der Besiegung der semito-hamitischen Kulturvölker in Vorderasien und Ostafrika durch die arischen Perser und Griechen; sie dreht sich dann lange Zeit um den Weltkampf zwischen dem semitischen Carthago und dem arischen Rom und dieser Weltstreit erneuert sich in den Kreuzzügen, die den letzten Versuch der Semiten, als arabische Moslemine sich zur Weltherrschaft zu erheben, vereitelten. Neben diesen zwei Hauptarten der lockenhaarigen Mittelmeerrasse spielten die straffhaarigen Mongolen und finnisch-tatarischen Steppenvölker nur immer die Rolle der räuberischen Kulturstörer.

So ahnt man gewissermaßen, daß jede Menschenart sich in einer höchsten Kulturform auszuleben verstand, wie etwa Insekten in der Gattung Ameise, Dichthäuter im Elefanten. Ist es nun auch erklärlich, daß die höherstehende Art vor der niedern einen gewissen natürlichen Abscheu empfindet, daß der menschliche Nebenbuhler im Kampf ums „Mehrsein“ grade so tödtlich bekämpft wird, wie im Thierreich der Wettbewerber ums „Dasein“, so muß doch der wahrhaft hochgebildete Mensch diese instinktive Reflexbewegung in sich selbst überwinden und alle Seinesgleichen mit gleicher allgemeiner „Menschenliebe“ umfassen. Dann allein erhebt er sich wahrhaft aus den rohen Urzeitzuständen, in denen jeder „Gast“ gehaßt ward, jeder hospes für hostis galt, d. h. jeder Fremde für einen Feind!

Ob wir aus dieser Urzeit schon ganz herausgetreten sind, kann zweifelhaft scheinen, und manche Geschichtsbetrachter finden keinen innern wesentlichen, sondern höchstens einen Gradunterschied zwischen jener und der Gegenwart. Noch immer herrscht Mythologie mit fanatischer Ausschließung jeder anderen in den Köpfen der Millionen, noch immer bekämpfen sich stammverwandte Völker mit „patriotischer Schwachheit“ des Urtheilsvermögens. Aber noch schlimmer als dieser unverändert gebliebene Charakter der Religions- und Staatsgeschichte seit 5000 Jahren scheint uns der Rassenhochmuth, gegen den im englischen Indien wie im portugiesischen Afrika und im angelsächsischen Amerika vergebens der Eifer christlicher Missionäre und wissenschaftlicher Forscher ankämpft. Ein wesentlicher Fortschritt wäre erst dann erreicht, wenn alle Europäer wenigstens brüderlich einträchtig ihr gemeinsames Wohl gemeinsam arbeitend fördern wollten, und wenn sie wenigstens jedem Rassenhochmuth entsagen, alle Mitbewohner der Erde als Verwandte, ob auch immerhin zum Theil recht arme Verwandte, ansehen wollten!

Kann die Betrachtungsweise der gegenwärtigen „Wissenschaft vom Urzustande der Menschheit“ zu solchen Ergebnissen führen, kann als letzte Schlussfolgerung ihr die Nothwendigkeit allgemeiner Verwandtenliebe wie ein unwidersprechliches Axiom entspringen, da nämlich alle Menschen doch ursprünglich einer Art sind, und nur durch gegenseitige Förderung zu besseren Zuständen kommen konnten und kommen können, so müßten die Gegner unserer Wissenschaft, die auf dem Boden engbegrenzter, hebräisirend-scholastischer Anschauungen stehen, sich wenigstens mit unserem Endgedanken einverstanden erklären. Denn dieser stimmt, nur anders ausgedrückt, mit dem ihren überein. „Gemeinschaftlicher Feind beider Parteien ist einzig der Pessimismus, der jeden Fortschritt der Menschheit leugnet. Aber eine dem blasirt-frivolen „Es ist alles eitel“ sich entgegenstimmende Gedankenreihe führt allemal zu dem Gesetze fortschreitender Geistesentwicklung, wie es Leibniz, Kant, Lessing, Herder, Goethe, Schiller aufgestellt und die Heroen unserer Wissenschaft des 19. Jahrhunderts — von Geiger und Max Müller bis zu Noiré u. s. w. — fest unverrücklich aufrecht erhalten haben.

Berührt sich das opferwillig edle Streben der oft nur in Nebensachen mehr oder minder befangenen, religiös Gläubigen,

die durch alle Erdtheile hin bis in die tiefsten Einöden und Wildnisse ihre Glaubensstationen pflanzen, nicht aufs allerhöchste mit unserm eigenen freudigen Mühen und Trachten, welches die „Erziehung der ganzen Menschheit“ zu gleicher Gesittung und Geistesfreiheit hoffend fördern will. So kommen wir von sehr verschiedenen Ausgangspunkten schließlich zu demselben Endziel.

Möchte der kurze Beitrag, den wir im obigen zur Verbreitung der Kenntniß vom jetzigen Standpunkt der menschlichen

Uralterthumskunde gaben, auch dazu beitragen, daß Goethe's Wort im tiefsten Sinne dieses großen Dichters der All-Menschenliebe*) erfaßt und beherzigt würde:

„Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgenuth erfreu'n!“

*) Goethe, „Hypochonder“:

„... Kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb.“

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Das waren ein paar wunderbare Augen! — Sie wollen nicht aus meinen Gedanken. Sie verfolgen mich. Schließe ich meine Augen, so sind die beiden blauen Sterne erst recht da, sie haben sich in mir festgehalten. — Welch' magischer Reiz! — Ich weiß nicht, wie mir geschah! — Ich fühlte nur, wie es mir in meinem Körper zuckte, wie mein Gesicht sich verfärbte, wie das Herz bis an den Hals schlug. Und dann! Ist es Narrheit? — Ich lief davon, als wäre ich von Mördern gehegt. — Erst in meiner Stube finde ich Ruhe! — Nein, diese Augen! — Sie waren größer, als die Luise's! Sie waren noch seelenvoller, als Luise's Weisenaugen, und vor allem — sie haben mich begehrenswerther angeschaut! — Welch' ein Wesen! — So habe ich mir immer die Fee des Märchens ausgemalt! Blondes, liches Haar, eine reine Stirn, ein engelgleiches Oval des Antlitzes und solche, solche sprechende Augen! — Ich bin ein Narr, daß ich mich so aufrege, denn — wo finde ich sie wieder — die liebe Gestalt! Und doch, ich habe das Gefühl, daß ich sie wiedersehe, daß ich sie öfters sehen, daß ich mich satt schauen müsse an ihr und an ihren überirdischen Augensternen! — Mein Verstand sagt zwar: Wo zu? Aber mein Herz widerstreitet.

Das heillose Geld! — Es ist rund; es rollt so gern, so flott! — Ich verachte es und muß darum doch buhlen! So bescheiden und so einfach ich auch lebe, so harmonirt meine Ausgabe dennoch nicht mit meiner Einnahme. — Ich las eine Annonce, durch die man einen Lehrer zu einem Knaben sucht. Wenn das Glück mir lacht, so bleibt mein Angebot nicht ohne Bescheid. Bei meiner Befähigung und meiner Liebe zu Kindern bin ich des Erfolges meines Unterrichts sicher.

Bisher habe ich von meinem Wirthe Sander in diesen Blättern noch nicht geredet. — Der Abend war schön. Ich hatte just noch einen Spaziergang zu machen. „Wenn es Ihnen lieb ist, begleite ich Sie,“ sagte Sander. — Sein gerader, offener Sinn, seine Bescheidenheit und seine Einfachheit im Wesen und Aeußeren hatten mich seit unserer Bekanntschaft angenehm berührt. Das Gespräch wendete sich auf Reisen, auf Länder, fremde Sitten, fremde Gewohnheiten. Sander hatte sein Vaterland mannichfach bereist; er war bekannt an der Donau, am Rhein und Main, an der Elbe und Weser, und seine Schilderungen von Menschen und Land riefen manche liebe Erinnerungen in mir wach, da ich vor mehreren Jahren selbst mit meinem Vater Deutschland die Kreuz und Quer bereist hatte. Er sprach mit Begeisterung vom stolzen Rhein, vom lieblichen Taunus, von der romantisch bezaubernden Bergstraße, so daß ich ihm wohl glaube, wenn er behauptet, trotz des vorgerückten Alters eine glühende Liebe für alle Natur Schönheiten zu besitzen. Sander sah dabei träumerisch zum Himmel hinauf, an dem hier und da einige Sterne auftauchten.

„So, unter freiem Himmel, an solch' schönem Tage, wie der heutige, ist meine ganze Seele friedlich und religiös erhoben,“ sagte er, „ich bin bei mir, und mit meinem Gott, allein, im regsten Verkehr, ohne Störung lästiger Wesen mit heuchlerischen Masken und falschen Herzen!“ — — — Ich erwiderte nichts, denn ich war damit beschäftigt, über diesen mir sonderbaren Menschen nachzufinnen. Hier paarte sich Männlichkeit mit sichtlichlicher Weichheit; Verstand mit einer großen Dosis poetischer Phantasie! — — — „Ja,“ fuhr er fort, „ich bin nun schon lange nicht mehr in meiner Kirche gewesen; ich habe schon lange allen Kultus abgeschworen und mir allein meinen Glauben zusammengeheimt. Wo ist heutzutage die Liebe zum Nächsten, die Furcht vor Gott, wo die Opferfreudigkeit für einen guten Zweck? — Man soll sich nicht täuschen lassen, wenn von christlicher

Nächstenliebe in öffentlichen Blättern gesprochen wird. Das ist Eitelkeit, Egoismus! Meine Kollegen sind meist beständige fleißige Kirchengänger; sie prahlen damit und freuen sich arg, wenn der Seelenhirte ihnen durch einen Gruß dafür dankt, daß sie seiner Eitelkeit Zuträger seien — aber die Frömmigkeit durch Bescheidenheit des Wesens, durch Lauterkeit des Sinnes, durch mehr Opferfreudigkeit des Herzens zu erweisen, — dazu fehlt ihnen allen Energie und Selbstlosigkeit. Sie sind alle keine Christen!“ — Sander hatte sich in eine Art fromme Begeisterung hineingeredet; ich war für ihn nicht mehr anwesend; er sprach laut und eindringlich, wie vor tausend Zuhörern, vor sich hin, es war unzweifelhaft, daß seine Worte aus lauterem Herzen kamen. — Wir standen endlich an einem Kreuzwege. Die Frage, ob wir heimkehren sollten, brachte ihn mir zurück. — Ich sprach meinen Beifall aus über seine offene und ehrliche Meinung! — „Gewiß rede ich Wahrheit!“ rief er. — „Da sehen Sie den Seelsorger W... Ein Mann, der Ruf hat, ein frommer und wahrhaftiger Christ zu sein, muß sich nachreden lassen, daß er in seinem eignen Hause das Laster beherberge. Man vertuscht das Glimpsliche, aber es kommt doch endlich an die Ohren der Welt. Seine Tochter ist eine Dirne. Unter der Maske frommer Demuth, Keuschheit und Reinheit wandelte sie dahin, das geistlich hervorgehobene Muster echter Weiblichkeit; aber im Herzen sah es schlimm aus; da trieben Dämonen ihr Spiel. — Soviel Menschen es gibt — fügte ich hinzu — soviel Götter gibt es auch! — Ein Gott, der alle Menschen in gleichem Maße befriedigen, ein dogmatisches Glaubensbekenntniß, daß aller Wünsche gerecht werden könnte, gibt es nicht. Jeder hat seinen Gott für sich und seinen Altar für sich. Für einen Zweiten findet sich kein Platz darauf. — Was mein Gott ist, ist nicht der Gott meines Nächsten. Die Geliebte, die meinen ganzen Sinn erfüllt, hat nicht die gleiche Anziehungskraft für einen andern. Er findet Schwächen, die ich nicht sehe, und wundert sich gar, daß ich so viel Sympathie einem nichts weniger als gefälligen Wesen entgegenbringe. Ja selbst Mängel, die jenem an dem Mädchen mißfallen, können mir lebenswürdig erscheinen, und Vorzüge, die jener besonders rühmt, haben vielleicht keinen Verdienst an meiner Neigung zu der Geliebten. So ist es auch mit unserem Gott. Das Urtheil über alle Dinge ist individuell! — Deshalb erscheint mir auch die religiöse Anschauung der Alten weit anziehender, die ein Bedürfnis fühlten, für die verschiedenen Tugenden und Leidenschaften des Menschen verschiedene Götter aufzustellen.“ — Sander hatte mich ausreden lassen! — „Nein!“ rief er, „der Gott ist da, er lebt, er lebt in der Gemeinschaft einer kleinen erleuchteten Menge; er hat seinen Geist über sie ausgegossen, das Licht der Erkenntniß ist in ihnen aufgegangen und Christi Bild ist rein und fleckenlos wieder vor ihnen erschienen!“ — — — Verwundert über diese Entgegnung, schwieg ich. Er hatte meine Worte offenbar nicht verstanden. — „Auch ich,“ fuhr er fort, „tappte im Dunkeln; meine Seele suchte nach dem Licht, mein Herz sehnte sich nach dem Quell der Labung. Endlich ist der Vorhang von meinen verschleierte Blicken gefallen und ich habe die Gemeinde gefunden, die Christi reine Lehren aus reinen Opfergefäßen darreicht! — Kommen Sie mit und lassen Sie ihre irre Seele richtig leiten, damit auch Sie die Gottheit finden, die Gottheit schauen, die allen Erdenwesen in gleichem Maße wohl will und zum ewigen Leben führt.“ Er drückte mir die Hand und sagte mir darauf eine gute Nacht! — Sander ist ein räthselhafter Mensch. Ich begreife seine Worte nicht. Ich soll mitkommen. Wohin? — — — Sonderbar! — — — Der Mond steht klar am Himmel. Die Sterne schim-

mern so freundlich! Es ist mir so wohl ums Herz und ich denke an die schönen Augen und die liebe, liebe Gestalt. Wann werde ich sie wohl wiedersehen? — — —

Ich habe doch etwas Glück. Der Vater des Knaben, für den ein Lehrer gesucht ward, bittet mich in einem Briefe um einen Besuch. Die Schreibart und das Briefpapier deuten auf eine vornehme Persönlichkeit. — Von Berlin auch einen langen Brief erhalten. Der Heldentenor und der pommerische Gutsbesitzer haben mich nicht vergessen. — Es hat schwer gehalten, die Stunden ertheilen zu dürfen. Man hielt mich für einen Studenten, weil ich sagte, daß ich mich der Erholung wegen hier aufhalte. Ich entwickelte sodann in einigen Sätzen meine Methode und meinen Plan der Erziehung und fand bei Herrn Weise volle Zustimmung. Wir sprachen dann noch über andere wissenschaftliche Dinge, und als ich beiläufig mein Bedauern aussprach, daß es mir versagt gewesen sei, die Universität zu besuchen, merkte ich, wie plötzlich die Sympathie Weise's für mich erblaßte. „Ja, was Sie sagen?! Sie haben nicht studirt?“ rief er erstaunt. „Das ändert die Sache! Dann, glaube ich, wird es Ihnen doch schwer werden, meinen Sohn an das gewünschte Ziel zu bringen!“ Als Weise ausgeredet, erwiderte ich, sichtlich mißgestimmt: „Ich glaube, in Ihnen einen vorurtheilslosen Mann zu sehen, der nicht darnach fragt, wie jemand eine Fähigkeit erlangt hat, son-

dern ob er überhaupt befähigt ist. Ich glaube nicht, daß Sie der Ansicht sein können, die Universität schaffe aus nichts befähigte Köpfe, und daß alle, welche von der Universität kommen, auch das Privilegium der Weisheit mitbringen. Schließlich denke ich, daß ein gerechter Mann erst prüfen solle, ehe er ein Verdikt der Unfähigkeit abgibt. Was mich anbetrifft, so habe ich Tage und Nächte geopfert, mein Wissen zu vervollkommen, und ob ich gleich keine Universität besucht habe, so schätze ich mich doch nicht so gering, um es nicht in dem vorliegenden Fall mit manchem Studirten aufzunehmen, den Sie mir etwa vorziehen werden.“ — Meine ruhige Entgegnung wirkte, man versprach mir eine Probezeit. — Meine Stimmung ist in Folge dieser Affaire, trotz des günstigen Verlaufes, arg niedergedrückt. — Die Weisheit geht also durch eine bestimmte Pforte, und ich hätte so nie Gelegenheit, trotz Fleiß und Willen, eine Stellung, meinen Fähigkeiten angemessen, zu erringen! — O, das wäre ja arg, höchst ungerecht und für einen Philosophen zum Lachen. Soweit ist die Beschränktheit und Engherzigkeit noch nicht gekommen, mein lieber Herr Weise, wenn Sie mir auch glauben machen wollen, daß man heutzutage mit Recht auf staatliche Sanktionirung der Fähigkeiten halte, da sich die Mittelmäßigkeit zusehens breit mache und sich überall einzunisten suche, wohin sie nicht gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Traußl.

(Fortsetzung.)

Am 6. Mai 1859 fand Hobson mit seinen Leuten auf Point Victory einen Steinhaufen, unter welchem eine kleine Zinnbüchse lag. Er öffnete diese Büchse und fand in ihr ein von Crozier und Fitzjames, den beiden Offizieren Franklins, herrührendes Schriftstück vom 25. April 1848, worin es hieß, der Steinhaufen sei von Franklins Leuten aufgerichtet worden. Die beiden Schiffe Franklins hätten den ersten Winter bei Beech-Island zugebracht, nachdem sie bis zum 77. Grad nördlicher Breite vorgebrungen wären. Am 11. Juni 1847 sei Sir John Franklin gestorben. Am 22. April 1848 hätten die Schiffe, weil sie im Eise festgesteckt, verlassen werden müssen, und der Bestand der Mannschaft, 115 Mann, sei unter Crozier gelandet, um nach dem Great Fish River fortzugehen. Neun Offiziere und fünfzehn Mann der Expedition seien bis zum Datum des Schriftstückes gestorben. Von den Eskimos erfuhr man, daß eins der verlassenen Schiffe vom Eise erdrückt, das andere aufs Meer geschoben und von den Eingeborenen als herrenloses Gut ausgebutet worden sei. Rings um den Steinhaufen, den Hobson vergeblich von seinen Leuten umwerfen ließ, lagen Kleidungsstücke, Schiffsgeräthe, Schaufeln und dergleichen.

Die Nachforschungen auf einer über 800 Meilen weiten, unbekanntem Landstrecke wurden fortgesetzt, und endlich fand Hobson unter 69° 9' nördlicher Breite und 99° 17' westlicher Länge auf festem Boden ein großes Boot mit zwei menschlichen Gerippen, vielen Kleidern, fünf Taschenuhren, Messern, Gabeln, Pulver und Blei, Chokolade, Thee und Tabak, ein Doppelgewehr, einen Medizinkasten, Bogen und Pfeile. Die Knöpfe an den Kleidern waren die der englischen Kriegsmarine. Hierzu brachte McClintock einen bei den Eskimos gefundenen Kompaß und verschiedene andere europäische Utensilien. Alles dies befestigte in den Suchern die Ueberzeugung, daß sowohl Franklin als seine Gefährten nach und nach Opfer ihrer Forschungslust geworden seien, und da auch sie nicht weiter ins Polarmeer vorzudringen vermochten, so kehrten sie mit der traurigen, aber hinfort beruhigenden Botschaft nach England zurück.

Kapitän McClintock hat in dem öffentlichen Vortrage der Geographischen Gesellschaft in London sich dahin ausgesprochen, das Verschwinden des größten Theils der Mannschaft Franklins erkläre sich durch das große Thauwetter des Jahres 1848, welches die arktischen Landregionen mit einer neuen Eisdecke versehen habe, worunter Franklin mit seinen Gefährten ruhe.

Die Schreden der Schlachtfelder erscheinen gegen die Gefahren, welchen die Reisenden in den Polarländern ausgesetzt sind, fast wie Kinderspiele. Als die Bersprengten der „großen Armee“ 1812 bei ihrem Rückzuge aus Rußland, hungrig und zum Tode ermattet, in Schnee und Eis verankert, erhielten sie einen Vorgesmack von den Schauern der Eisfelder, welche sich im Norden Asiens und Amerikas tausende von Meilen weit erstrecken. Muß der Tod durch eine Kugel oder einen Degenstoß auf dem Schlachtfelde nicht als eine Gunst des Schicksals gelten gegen den furchtbaren letzten Kampf mit Hunger, Kälte und Trostlosigkeit, welchen Franklin mit seinen treuen Gefährten erlag? Durch die Franklin'scher Inglefield, Collinson, Kane, Anderson und Stewart ist die nordwestliche Durchfahrt gefunden, aber als durchaus unbrauchbar erkannt worden; alle späteren Expeditionen erstrebten eine wissenschaftliche Erforschung der Polarregion und als Endziel die Erreichung des Nordpols.

Schon früher haben die Vereinigten Staaten Nordamerika's sich um die Erforschung des hohen Nordens unvergeßliche Verdienste er-

worben; die Namen Henry Grinnell, Jaak Hayes und Eliza Kent Kane stehen unverlöschlich eingegraben auf den Gesichtstafeln der arktischen Entdeckungsfahrten. Seit dem Jahre 1861 aber, nachdem inzwischen Schweden, Deutschland und England verschiedene Nordpol-Expeditionen in die Welt des ewigen Eises entsandt hatten, trat Amerika, mit schweren politischen und sozialen Fragen beschäftigt, erst nach mehr als einem Dezennium der Polarforschung wieder näher. Ein bewährter, an die Beschwerden und Gefahren, die Drangsale und Entbehrungen einer arktischen Kampagne gewöhnter, durch unerschütterliche Energie ausgezeichnet, leider jedoch wissenschaftlich nicht hinlänglich gebildeter Reisender, Seelapitän Franz C. Hall, war es, der endlich den Anstoß gab zu einer neuen amerikanischen Nordpol-Expedition und den Kongreß von Washington für das Unternehmen zu gewinnen wußte. Natürlich ward er zum Führer der Expedition ernannt, die am 29. Juni 1872 mit dem Auslaufen der „Polaris“ aus dem Hafen von Newyork ihren Anfang nahm.

„Polaris“, so hatte man treffend das Schiff getauft, ein kleines Fahrzeug von 387 Tonnen Tragfähigkeit, das auf der Verste der Kriegsmarine zu Washington für seine neue Bestimmung durchaus umgewandelt worden war; mit der wissenschaftlichen Leitung der Expedition betraute man aber einen Deutschen, Dr. Emil Bessels, dessen Schilderung uns als Quelle bei Abfassung des vorliegenden Artikels gedient hat und der bereits im April des Vorjahres aus Bremen in Newyork eingetroffen war, um die wissenschaftliche Ausrüstung des Schiffes zu überwaachen.

Dr. Bessels fand das Schiffsinventar in musterzügiger Vollständigkeit und auch die auf eine dreijährige Reise bemessenen Mundvorräthe zeigten quantitativ und qualitativ von der Fürsorge, die von maßgebender Stelle dem Unternehmen zugewandt wurde. Freilich war es keinesfalls allen Theilnehmern der Expedition eine erwünschte Spezialität der „Polaris“, daß diese „unter dem wasserfarbigen Wimper des Mäßigkeitsvereins segelte“, mithin etwas kräftigere Herz- und Magenstärkungen als Milch und Kräutertee nur unter faltscher Flagge und in kleinen Mengen eingeschmuggelt werden konnten. Als einer sehr wichtigen und nützlichen Vervollständigung der Polarisgesellschaft müssen wir aber eines Eskimo-Gepaares gedenken. Dasselbe hatte Hall schon auf früheren Reisen, nach dem Hudsonsbaygebiete und auf einer Schlittenfahrt nach King-Williamsland, begleitet und sollte nun auch bei seiner neuen Forschungstour nicht fehlen. Beide, Joseph und Hanne, waren für ihre Rationalität ziemlich zivilisirt, hatten sie an Bord eines Walfischjägers doch bereits eine Reise nach England unternommen, und auch sonst ganz tüchtige und respektable Menschen. Der Mann leistete als Schütze und Jäger Vortreffliches, die Frau, die sich als moderne Dame kleidete, war sogar der schweren Kunst des Schreibens mächtig und von den anständigen Manieren einer geistig und gemüthlich lieblich entwickelten Frau, ihren Bemahl an Wissen überragend, wie denn auch ihre Gesichtszüge nur leise an den Typus ihrer Rasse erinnerten. Beide, Joseph und Hanne, neben welcher der erstere in seiner heimatlichen Eisregion übrigens, nach Volksbrauch, noch eine zweite Lebensgefährtin besaß, standen schon in reiferem Alter und hatten ein achtjähriges kleines Mädchen bei sich, Silvia getauft, von Hanne indeß Pannik genannt, das von dem Paar nach dem Tode ihres einzigen eigenen Kindes adoptirt worden war. Auch die Kleine hatte wenig von der Gesichtsbildung des Eskimo aufzuweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Bergfahrt in Lappland. (Bild Seite 268 und 69). Der berühmte Alpenjäger und Nordpolfahrer Julius Bayer ist der Zeichner der vorliegenden Winterlandschaft, welche uns in den unwirthlichsten

Theil des skandinavischen Nordens, nach Lappland verlegt. Dieses nördliche Ländergebiet Europas grenzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an das schwedische Norrland und an Finnland, gegen Osten an das Weiße Meer, gegen Westen an Norwegen und zerfällt in das norwegische, russische und schwedische Lappland. Dieses 3810 Quadratmeilen umfassende Areal ernährt kaum 20 000 Menschen, denn es ist eine polare Einöde. Der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz. Der längste Tag dauert in den südlichsten Gegenden 24 Stunden, in den nördlichsten aber drei Monate; ebenso lang ist dann die längste Nacht. Im Sommer ist infolge der sehr kurzen Nächte die Hitze sehr groß, und es plagen dann sehr große Mückenwärme Menschen und Vieh. Der Boden eignet sich nur in den südlichsten Gegenden des schwedischen Lappland zum Anbau. Pferde, Rindvieh und Schafe finden sich nur bei den Kolonisten; der Lappe züchtet nur Renthiere. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Luchse, Füchse, Marber, Hermeline, Fischottern und Hasen; Zugvögel und wildes Geflügel, sowie Fische sind in Menge vorhanden. Die Lappen gehören zum finnisch-ugrischen Volksstamm (dessen Urheim ungarische Forscher im Altaigebirge Innerasiens gefunden haben wollen); doch sind sie hinsichtlich ihrer Körpergestalt von den stammverwandten Finnen, Magyaren und Türken sehr verschieden. Sie sind beträchtlich kleiner als die übrigen Bewohner Scandinaviens und Europas überhaupt. Ihre Größe ist kaum 1,6 Meter. Ihr Gesicht ist breit mit spitzem Kinn, großem Mund, vorstehenden Backenknochen, breiter Nase und enggeschlossenen, doch horizontal gestellten Augen. Ihr Haar ist dunkelbraun und schlicht, ihre Gesichtsfarbe gelblich. Von Haus aus gutmüthigen und sanften Charakters sind sie infolge des auf ihnen lastenden Drucks träge, feig und mißtrauisch geworden und zeigen sich von dieser Seite besonders der herrschenden Rasse der Skandinavier und Russen gegenüber. Ihre geistige Begabung ist nicht groß, desto größer ihre Handfertigkeit in der Erzeugung ihrer wirtschaftlichen Geräthe. Als Heiden hatten sie keine Priester, wohl aber Zauberer und Wahrsager, die heute noch, trotzdem sich alle Lappen formell zum Christenthum bekennen, einen großen Einfluß ausüben, indem sie den Aberglauben des armen Volkes ausbeuten. Sprachlich bilden die Lappen ein Mittelglied zwischen den baltischen Finnen und den Ostfinnen, welche letztere die Uferländer des Eismees bis an den Ural bewohnen. Die Lappen gerben Häute, fertigen Zwirn aus den Sehnen der Renthiere, weben Decken, stricken Handschuhe, fertigen hölzerne Gerätschaften, Kähne, Schlitten und die nöthigen Kleidungsstücke. Die Tracht der beiden Geschlechter ist wenig verschieden; sie besteht in einem Pelz, Beinleibern, Schuhen und ist je nach der Jahreszeit von Renthiersfell, Filz oder grobem Tuch. Nach ihrer Lebensweise theilt man die Lappen in Renthier- und Fischerlappen, welche letztere die größere Zahl ausmachen und im ganzen viel höher stehen als die ersteren. Die Berglappen führen ein Nomadenleben, indem sie mit ihren Renthierherden umherziehen. Mit Beginn der warmen Jahreszeit ziehen die letzteren nach den Hochplateaus, von wo sie im Herbst mit ihren beladenen Renthiern in das niedrigere waldrreiche Land zurückkehren. An einem zum Winteraufenthalt geeigneten Ort wird die Hütte errichtet. Diese ist von festerer Bauart als das leichte Sommerzelt, außen mit Rafen bedeckt, innen mit Renthiersellen bekleidet und wird oft ganz eingeschneit. Die Schilderung der aufregenden Szene unseres Wildes überlassen wir unserem Gewährsmann Payer: „Südlich des Nordlaps (der nördlichsten Spitze Europas) liegt ein einformiges Gebirgsplateau aus grau-granitischen Gesteinen, mit Tannen- und Birkenwäldern dürrig bewachsen, im Winter durch große Kälte, im Sommer durch große Hitze und Mückenwärme heimgesucht. Lappen bewohnen das Binnenland, dessen einzige Wasserader von Bedeutung der Tanaelß ist. Wer dieses Land bereisen will, fährt im Sommer in schmalen leichten Booten auf dem genannten Fluß oder reitet zu Pferd über das bergige, sumpfige Land. Im Winter gibt es nur eine Art des Fortkommens, die mittels des Renthierschlittens, welche zugleich die billigste und beste ist. Ein solcher Schlitten (Kjarris) gleicht einem Damenschuh mit kielartig gestalteter Sohle, welcher letzterer Umstand zwar seine Wendungen und große Schnelligkeit ermöglicht, allein den Insassen auch nöthigt, unausgesetzt mittels der Hüften zu balanciren, um nicht herauszufallen. Wer zum erstenmal in einem solchen Schlitten fährt, liegt in der That alle Augenblicke im Schnee, das Renthier ergreift mit dem Fahrzeug die Flucht, wird von den mitreisenden Lappen verfolgt, eingeholt, endlich befänstigt, gestattet, daß der eine Strecke weit nachgeschleifte Reisende wieder im Kjarris Platz nimmt, ohne daß er damit jedoch seinem Schicksal entgeht, bis zum Abend völlig hüftenlahm zu werden. Der Gebirgslappe, mit dieser Art des Reisens vertraut, entfaltet im Kjarris eine bewundernswürdige Gewandtheit der Bewegung. Unter seiner Leitung bricht das Renthier gleich einem Hirsch durch manushohes Dickicht von Weiden oder Eschen; der Kjarris mit seinem Insassen schwimmt gewissermaßen über das niedergedrückte Geäst hinweg. Eilt

das Thier in horizontaler Linie über einen selbst ziemlich steilen Abhang, so genügt eine Körperneigung gegen die Berglehne, um dem bootartigen Fahrzeug dieselbe Richtung zu geben; weder Bäche noch Sümpfe, nur Felswände hemmen den Weg. Nicht leicht kann es eine wechselvollere und interessantere Art des Reisens geben als die geschilderte; im Winter ist sie vom Nordkap bis zur Längenmitte Scandinaviens, an gewissen Orten noch weiter nach Süden ausführbar. Daß sie, etwa in Verbindung mit Renthier-, Bären- oder Wolfsjagden, noch nicht zum Sport geworden, erklärt sich nur dadurch, daß das nördliche Scandinavien überhaupt noch wenig besucht wird.“

Schließlich bemerken wir noch, daß die in den Höhlen von Mitteleuropa mit den fossilen Ueberresten von Renthiern, Bären und Hirschen untermischten Menschenschädel eine auffallende Ähnlichkeit mit denen der finnischen Rasse haben, welche Wahrnehmung zu der Schlussfolgerung berechtigt, daß die finnischen Ureinwohner von den eingewanderten Kelten, Germanen und Slaven aus ihren Wohnsitzen vertrieben und nach dem höchsten Norden Europas gedrängt worden sind. Dasselbe „Recht des Stärkeren“ übten die Indianer gegen die finnischen Stammverwandten, die Eskimos, indem sie dieselben in das amerikanische Polargebiet drängten, um ihrerseits wieder von der kaukasischen Rasse besiegt und ausgerottet zu werden. In der Schmiede des Schicksals kann man eben nur Hammer oder Amboß sein! Sl.

Zur Frohne tanzen. Unter den mancherlei Frohndiensten, welche in Deutschland zum Theil noch unsere Großeltern verrichten mußten, ist der sonderbarste gewiß das zur Frohne Tanzen, das noch vor hundert Jahren in Langenberg bei Vera üblich war. Es kamen den vierten Tag nach Pfingsten die Bauern männlichen und weiblichen Geschlechts aus den benachbarten Dörfern zusammen und hielten auf dem Markte unter einer alten schönen Linde den Frohndienst ab: der Stadt- oder Landknecht eröffnete mit seiner Auserwählten den Reigen und die zum Tanz bestimmten in einen Kreis eingeschlossenen Bauersleute mußten dann solange tanzen, bis sie ein Faß Bier ausgetrunken hatten. Den Ursprung dieses Zwangstanzes, der abgehalten werden mußte, mochte das Wetter sein, wie es wollte, schreibt man aus den Zeiten des Kaisers Heinrich des Vogelstellers her. Als dieser einst durch Langenberg reiste und wegen des steilen Weges von den Einwohnern Vorspann nach Leipzig verlangte, weigerten sich die Bauern, Spanndienste zu verrichten, weil sie eben im Tanzen um einen Baum begriffen wären. Hierauf legte ihnen der Kaiser zur Strafe auf, jährlich an diesem Tage zur Frohne zu tanzen. So berichtet eine Zeitung aus dem vorigen Jahrhundert. -z-

Literarische Umschau.

„Gewerkschaften von Handwerkern und Fabrikarbeitern“, von Dr. J. F. Voigt in Hamburg, Verlag von Gustav Fischer, Jena. Diese kleine, zum Theil früher in „Hamburger Correspondenz“ erschienene, zwei Bogen starke Schrift sucht den Nachweis zu führen, daß die Verbindung der Arbeiter in Gewerkschaften eine wirtschaftliche Nothwendigkeit sei und fordert schließlich, daß der Reichstag Bestimmungen in die Gewerbeordnung aufnehme, welche derartige Verbindungen gesetzlich schützen. Der Verfasser geht sogar so weit, zu behaupten — nachdem er die Stärke, Zahl, Einrichtungen der von Angehörigen der Sozialdemokratie gegründeten und in Folge des Sozialistengesetzes unterdrückten Gewerkschaften erwähnt — daß „die Wiederbelebung dieser Gewerkschaften eine gewerbepolitische Nothwendigkeit sei.“ Er will nicht, daß irgend eine politische Partei mit Hilfe dieser Organisationen ihren stark gelichteten Reihen neue Vertärlungen zuführe; er ist der Ueberzeugung, daß die Unzufriedenheit in den unteren Schichten fortdaure und in Folge der Arbeitslosigkeit noch gesteigert werde und meint: „Es handelt sich darum, die in einem Gewerbebetriebe (dieses Wort im weiteren Sinne genommen) Arbeitenden in ihrem Streben zu unterstützen, um sich genossenschaftlich zur Hebung ihrer Interessen zu vereinigen, um sich eine öffentlich anerkannte Vertretung zu verschaffen und um Mittel behufs thunlichst regelmäßiger Beschäftigung und Erzielung auskömmlichen Lohnes zu ergreifen.“ So könnten wir noch eine Anzahl Stellen anführen, die beweisen, daß der Verfasser das allgemeine Beste im Auge hat. Die Vorschläge zu einer diesbezüglichen Erweiterung der Gewerbeordnung sowohl als auch das Musterstatut für die zu gründenden Gewerbevereine würden allerdings noch manche kleine Veränderung vertragen können, wie wir auch im Interesse einer günstigen Lösung der so wichtigen Frage wünschen möchten, daß die Schrift in mancher Beziehung noch etwas gründlicher wäre. Ihrer Aufgabe, diese Angelegenheit öffentlich anzuregen, hat sie jedoch bestens erfüllt und wir können sie daher allen Denen, welche Interesse am gewerbepolitischen Leben haben — und wer hätte dies nicht? — bestens empfehlen. nrt.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes, von Dr. Eduard Reich (III. Diät). — Die Urgeschichte der Menschheit, von Dr. A. Browe (Schluß). — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trautsl (Fortsetzung). — Bergfahrt in Lappland (mit Illustration). — Zur Frohne tanzen. — Literarische Umschau.